

Harald Parigger  
Im Schatten des schwarzen Todes

*Harald Parigger* wurde 1953 in Flensburg geboren und studierte in Würzburg Geschichte und Germanistik. Nach seiner Promotion wurde er zunächst Lehrer an einem Gymnasium und arbeitete anschließend im Haus der Bayerischen Geschichte. Heute leitet er ein Gymnasium bei München. Neben wissenschaftlichen Aufsätzen schreibt er vor allem Geschichten für Kinder sowie historische Romane und Krimis für junge und erwachsene Leser.  
Weitere Titel von Harald Parigger bei dtv junior:  
siehe Seite 4

Harald Parigger

# Im Schatten des schwarzen Todes

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**

Von Harald Parigger sind außerdem bei dtv junior  
lieferbar:  
**Der schwarze Mönch  
Die Hexe von Zeil**

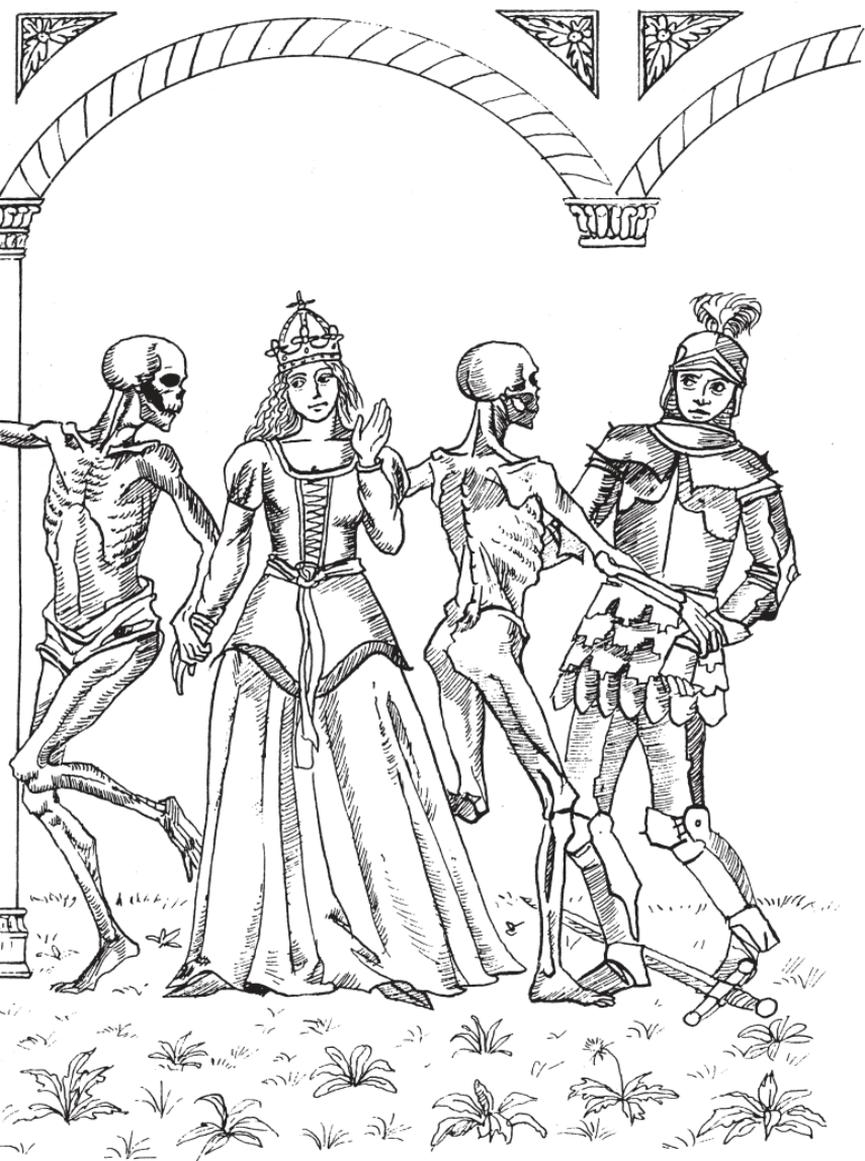


Ungekürzte Ausgabe  
13. Auflage 2017  
2001 dtv Verlagsgesellschaft  
mbH & Co. KG, München  
© für den Text: 2006 Harald Parigger  
Innenillustration: Ute Thönissen  
© Egmont Verlagsgesellschaften mbH  
SchneiderBuch, Berlin  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: Klaus Steffens  
Gesamtherstellung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-70633-9

Für Manfred und Kurt







# Vorspiel

Die kleine Stadt Kaffa auf der Krim war voll gestopft mit Menschen.

Unter den Tataren war eine Seuche ausgebrochen, plötzlich und unerbittlich. Wer sich am Morgen gesund erhob, zitterte vor dem Abend; mancher, der sich ohne Beschwerden zum Schlafen niederlegte, erwachte nachts, von rasenden Schmerzen gepeinigt, und starb wenige Tage später.

Sie nannten die Krankheit den schwarzen Tod, weil sich auf den Körpern der Kranken übel riechende schwarze Blattern bildeten.

Die Christen, hieß es, trügen die Schuld an dem Unglück, die Genueser Kaufleute, die überall an der Küste ihre Handelsniederlassungen hatten. Sie hätten die Brunnen vergiftet, weil sie unersättlich seien in ihrer Gier nach Besitz und das Land für sich allein haben wollten.

Niemand wusste ein Mittel gegen die Seuche, niemand konnte sich und die Seinen vor ihr schützen. Denn wen sie befallen hatte, der zog andere ins Verderben, unweigerlich, schon sein verpesteter Atem machte krank, die Ausdünstungen seines verfaulenden Leibes; wer ihn berührte, der forderte sein Schicksal heraus. So starben täglich viele von ihnen und noch in ih-

ren letzten qualvollen Augenblicken verfluchten sie jene, die sie für die Urheber ihrer Leiden hielten.

Christen, die in diesen Tagen und Wochen in die Hände der Tataren fielen, durften nicht auf Gnade hoffen. Deshalb hatten sich Tausende in die kleine Stadt Kaffa geflüchtet. Inzwischen jedoch kam niemand mehr hinein oder heraus, es sei denn über die See. Denn vor den schützenden Mauern lag ein großes Tatarenheer, entschlossen Rache zu üben und nicht eher wieder abzuziehen, bis die Stadt in Trümmern lag und ihre Bewohner getötet waren.

Noch hielten die Mauern. Aber in den Straßen häufte sich der Unrat, es gab nicht für alle genug zu essen. Die Enge in den überfüllten Häusern und Notquartieren machte die Menschen unberechenbar und böse.

Zwei Männer gingen langsam über die Hauptstraße der Stadt. Sie bahnten sich einen Weg zwischen den hölzernen Karren und den über Pfählen gespannten Decken, unter denen sich die Flüchtlinge drängten. So gut es ging, wichen sie den stinkenden Kothaufen und den faulenden Abfällen aus, die überall herumlagen.

»Es wäre besser«, meinte der eine sorgenvoll, »diesen verdammten Ort zu verlassen, bevor es zu spät ist. Sonst schlachten uns entweder die Krieger des Khans ab oder wir verrecken an der Seuche.« Er deutete nach Norden, wo dunkle Rauchschwaden langsam zum Himmel stiegen.

»Da, siehst du, Tag und Nacht verbrennen sie die Leichen . . .« Er schüttelte sich, als ob ihm kalt wäre, trotz der sengenden Sonne. »Wir sollten die Stadt verlassen.«

»Benimm dich nicht wie ein altes Weib«, erwiderte der andere unwirsch. Er griff nach der Börse, die an seinem Gürtel hing, und ließ die Münzen darin klimpern. »Hörst du den süßen Klang des Goldes? Niemals im Leben haben wir solche Geschäfte gemacht wie hier. Die Mauern sind sicher, sollten sie fallen, bleibt uns immer noch die Flucht über das Meer. Und was die Seuche betrifft – jede Leiche ist ein Feind weniger. Soll sie unter den Tataren wüten, mir ist's recht, solange sie uns verschont.«

»Solang sie uns verschont.« Sein Freund blickte nachdenklich zu den Rauchwolken, die fett und schwer über der Ebene hingen. »Der schwarze Tod . . . Was meinst du, was ihn verursacht?«

»Wie soll ich das wissen? Vielleicht straft Gott die Tataren für ihren Heidenglauben? Vielleicht hat ein verpesteter Wind sie überfallen? Vielleicht sind ihre Brunnen wirklich vergiftet?« Er lachte auf. »Dass sie uns daran die Schuld geben, zeigt freilich nur, dass sie dumme, ahnungslose Heiden sind. Juden mögen zu so was imstande sein, aber doch keine Christenmenschen! Egal, ich bin gesund, meine Vorratskammer ist voll, meine Truhe noch voller. Warum soll ich die Stadt verlassen? Und jetzt genug davon. Pfui Teufel, was ist das?«

Er war auf etwas getreten, etwas, das weich und doch fest war und unter seinem Gewicht knackend nachgegeben hatte. Angeekelt hob er den elegant beschuhten Fuß und starrte wütend auf die tote Ratte, die mit aufgeplatzttem Bauch vor ihm auf dem Boden lag. »So eine Schweineerei, ein nagelneuer Schuh!«

Sein Freund achtete nicht auf ihn. »Sieh dir das an«, sagte er und zeigte auf einen Haufen fauliger Gemüsereste. Da war noch eine Ratte, eine lebendige. Sie schob sich langsam unter den Blättern und Schalen hervor und torkelte mit trägen Bewegungen auf die Männer zu. Ohne ein Zeichen von Furcht beschnupperte sie ihre tote Artgenossin und tauchte die Schnauze tief in den geplatzen Leib.

»Weg, verdammtes Ungeziefer!« Der Mann trat nach ihr, sie quietschte, aber sie floh nicht, sondern schleppte sich langsam zurück.

»Hast du schon mal eine Ratte gesehen, die keine Angst vor Menschen hat?«

»Ach, was! Der Überfluss an Unrat macht sie satt und träge. Daran ist nichts Besonderes. Sag mal, warum kratzt du dich eigentlich ständig?«

»Die Flöhe sind es. In dieser Stadt wimmelt es von Flöhen und die meisten davon haben es auf mich abgesehen.«

»Sei nicht so zimperlich. Ich kümmerge mich schon gar nicht mehr um sie. Lieber Flöhe als Tataren, sag ich dir. Komm jetzt. Ein schattiger Garten und ein Krug mit kühlem Wein, das ist das beste Mittel gegen alle Krankheiten, und

nach dem fünften Becher hast du deine Flöhe vergessen.«

Am nächsten Tag begaben sich die beiden Kaufleute schon früh in ihr gemeinsames Kontor, um in der morgendlichen Kühle zu arbeiten. Sie waren noch keine Stunde dort, als plötzlich die Tür aufgerissen wurde und ein Diener hereinstürzte. Er keuchte vom schnellen Lauf und aus seiner Stimme sprach die blanke Angst, als er die Schreckensnachricht hervorsprudelte: »Der schwarze Tod ist in der Stadt. Unter den Flüchtlingen gibt es schon Dutzende Tote. Der Khan lässt mit seinen Wurfmaschinen Leichen in die Stadt schleudern, zu Haufen liegen sie schon da, ich hab sie selbst gesehen . . . Der Gestank, den sie verbreiten, man meint, man muss schon allein daran krepieren, und ihr Aussehen ist fürchterlich . . .« Er konnte nicht weitersprechen, es würgte ihn vor Ekel und Angst.

Entsetzt sahen sich die Freunde an. Was half der Klang des Goldes gegen die Schrecken eines solchen Todes!

»Wir müssen fliehen!«, stieß der eine hervor. »Rasch, bevor der Mob in Panik gerät und über unser Schiff herfällt! Lass uns an Gold zusammenraffen, was wir tragen können, und dann nichts wie weg! Komm schon, komm!«

Gemeinsam mit dem Diener rannten sie in die Wohnräume hinauf. Verlassen lag das Kontor mit all seinen Rechnungsbüchern, Verträgen und Geschäftsprotokollen, und dahinter, in den